



Leseprobe

Nicholas Sparks

Wenn du mich siehst Roman

"Wieder ein Pageturner! Nicholas Sparks schickt die Leser auf eine wahre Achterbahnfahrt der Emotionen, indem er eine berührende Liebesgeschichte mit rasanten Thrillerelementen mischt." AP

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 592

Erscheinungstermin: 10. Juli 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Die 28-jährige Maria Sanchez ist die Tochter mexikanischer Einwanderer. Als Anwältin arbeitet sie in einer renommierten Firma in Wilmington, und lange schien beruflich alles nach Plan zu laufen. Doch ein schrecklicher Fall aus ihrer Vergangenheit hängt ihr immer noch nach ...

Colin Hancock hat schon viele dumme Entscheidungen in seinem Leben getroffen und bitter dafür büßen müssen. Nun darf er sich keinen einzigen Fehltritt mehr leisten, sonst würde er für lange Zeit hinter Gittern landen. Er konzentriert sich also ganz auf sein Studium, eine Beziehung ist das Letzte, was er sucht.

Durch Zufall treffen Maria und Colin in einer stürmischen Nacht aufeinander. So wenig sie zusammenzupassen scheinen und so heftig sie sich auch dagegen wehren: Sie verlieben sich rettungslos ineinander.

Aber das junge Glück ist von Anfang an bedroht: Jemand ist hinter Maria her, verfolgt sie auf Schritt und Tritt und ist zum Äußersten entschlossen. Wird er alles zerstören – oder kann die Liebe Colin und Maria retten?

Der Autor

Nicholas Sparks, 1965 in Nebraska geboren, ist Vater von fünf Kindern und lebt in North Carolina. Mit seinen Romanen, die ausnahmslos die Bestsellerlisten eroberten und weltweit in über 50 Sprachen erscheinen, gilt Sparks als einer der meistgelesenen Autoren der Welt. Mehrere seiner Bestseller wurden erfolgreich verfilmt. Alle seine Bücher sind bei Heyne erschienen.

Große Autorenwebsite unter www.nicholas-sparks.de.

NICHOLAS
SPARKS

**WENN DU
MICH SIEHST**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Finke

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für Jeannie Armentrout

Prolog

Schon nach seinem ersten Tag in Wilmington wusste er, dass er sich in so einer Stadt niemals dauerhaft niederlassen wollte. Sie war zu touristisch und wirkte wie aufs Geratewohl gewachsen, ohne jede Planung. In der historischen Innenstadt gab es zwar die typischen Häuser, die er erwartet hatte, mit Veranda und Säulen, aufwendiger Holzvertäfelung und ausladenden Magnolien in den Gärten. Aber diese hübschen Straßen gingen nach und nach in ein Gewerbegebiet mit Einkaufszentren, Supermärkten, Kettenrestaurants und Autohäusern über. Endlos schlängelte sich der Verkehr durch die Stadt, wurde im Sommer sicher noch unerträglicher.

Allerdings hatte ihn das Gelände der University of North Carolina angenehm überrascht. Aus irgendeinem Grund hatte er sich einen mit der hässlichen Architektur der 1960er und 1970er verbauten Campus vorgestellt. Ein paar solche Gebäude gab es auch, besonders am Rand, aber die zentralen Plätze hatten sich als Oase erwiesen – schattige Wege und gepflegter Rasen, dazu die im spätnachmittäglichen Sonnenlicht schimmernden Säulen und Backsteinfassaden der Hoggard Hall und der Kenan Hall.

Auch der kleine Park gefiel ihm sehr. Dort stand ein Uhrenturm, und bei seinem ersten Besuch hatte er dessen Spiegelung in dem dahinter gelegenen Teich betrachtet, gleichsam ein Abbild der Zeit selbst.

Für Ende September war es warm, die Studierenden trugen kurze Hosen und ärmellose Oberteile, überall viel Haut. Er fragte sich, ob sie auch im Unterricht so gekleidet waren. Wie sie hatte ihn ein Wissensdrang hergeführt. Innerhalb von drei Tagen war er dreimal da gewesen, aber es waren immer noch zu viele Menschen unterwegs, zu viele, die sich an ihn erinnern könnten, und er wollte nicht, dass man sich an ihn erinnerte. Jetzt überlegte er, ob er sich einen anderen Platz suchen sollte, kam aber zu dem Schluss, dass dazu kein Anlass bestand. Soweit er das beurteilen konnte, interessierte seine Anwesenheit niemanden.

Er war nahe dran, so nahe, aber im Augenblick war es wichtig, geduldig zu bleiben. Er holte tief Luft und hielt sie einen Moment lang an, dann stieß er sie wieder aus. Auf einem Weg sah er zwei Studenten zum Unterricht laufen, den Rucksack über der Schulter, doch um diese Tageszeit waren diejenigen in der Überzahl, die schon früh ins Wochenende starteten. Hier und da standen sie zu dritt oder viert zusammen, plauderten und tranken aus Wasserflaschen, die, wie er vermutete, mit Alkohol gefüllt waren, während zwei Möchtegern-Abercrombie-Models ein Frisbee hin und her warfen und ihre Freundinnen sich etwas abseits unterhielten. Eine junge Frau stritt sich mit einem jungen Mann, ihr Gesicht war gerötet. Die Frau schubste ihren Freund, um Abstand zwischen ihnen zu schaffen. Darüber musste er lächeln, denn er respektierte ihre Wut, und im Gegensatz zu ihm selbst war sie nicht gezwungen, ihre Gefühle zu verbergen. Hinter dem Paar spielte ein weiteres Grüppchen eine Runde Football, mit der unbekümmerten Selbstvergessenheit derer, die keine echte Verantwortung trugen.

Er ging davon aus, dass viele der Studenten an diesem Abend und am nächsten vorhatten auszugehen. Wohnheimpartys. Bars.

Klubs. Für viele von ihnen begann das Wochenende schon jetzt, da freitags nur wenige Kurse stattfanden. Das hatte ihn überrascht, als er es erfuhr. Bei den Kosten einer College-Ausbildung hätte er gedacht, dass die Studenten mehr Unterrichtszeit bei ihren Dozenten verlangten, keine verlängerten Wochenenden. Andererseits passte dieser Stundenplan vermutlich sowohl den Studierenden als auch den Lehrenden ganz gut. Wollte heutzutage nicht jeder, dass alles einfach war? Die geringstmögliche Mühe aufwenden? Abkürzungen nehmen?

Ja, dachte er. Genau das lernten die Studenten hier. Sie lernten, dass schwere Entscheidungen nicht notwendig waren, dass es unwichtig war, das Richtige zu wählen, besonders, wenn es zusätzlichen Aufwand erforderte. Warum an einem Freitagnachmittag lernen oder die Welt zu verändern versuchen, wenn man doch genauso gut die Sonne genießen konnte?

Mit einem langsam schweifenden Blick überlegte er, wie viele dieser Studenten wohl überhaupt groß darüber nachdachten, wie ihr Leben verlaufen sollte. Cassie früher schon, erinnerte er sich. Andauernd beschäftigte sie sich mit der Zukunft. Sie hatte Pläne. Mit siebzehn war ihr schon genau klar, wohin ihr Weg führen sollte. Wobei er noch wusste, dass er sie damals als irgendwie zögerlich empfunden und das Gefühl gehabt hatte, sie glaube selbst nicht ganz an sich oder das Gesicht, das sie der Welt zeigte. Warum sonst hätte sie diese Entscheidungen treffen sollen?

Er hatte damals versucht, ihr zu helfen. Er verhielt sich korrekt, befolgte die Gesetze, erstattete mehrfach Anzeige, sprach sogar mit der Staatsanwältin. Und bis zu diesem Punkt glaubte er auch noch an die Regeln der Gesellschaft. Er war der naiven Ansicht, dass das Gute letztlich über das Böse triumphierte, dass die Gefahr gebannt, dass Ereignisse kontrolliert werden konnten.

Regeln waren zum Schutz eines Menschen da. Cassie glaubte das ebenfalls – brachte man das nicht den Kindern schon bei, wenn sie noch klein waren? Warum sonst sollten Eltern immer solche Dinge sagen? Schau nach links und nach rechts, bevor du die Straße überquerst. Steig nicht zu Fremden ins Auto. Putz dir die Zähne. Iss dein Gemüse. Schnall dich an. Die Liste war endlos, Regeln, um uns zu beschützen.

Aber Regeln konnten auch gefährlich sein, das hatte er gelernt.

Erfahrung war der schmerzhafteste Lehrer von allen. Seit fast zwei Jahren konnte er an nichts anderes denken als an die Lektionen, die er gelernt hatte. Sie hatten ihn beinahe zerstört, aber nach und nach war doch eine Klarheit entstanden. Sie hatte von der Gefahr gewusst. Er hatte sie gewarnt. Doch am Ende war ihr nur wichtig gewesen, die Regeln zu befolgen.

Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, dass es Zeit war zu gehen. Er klappte das Buch zu und stand auf, sah sich kurz um, ob er jemanden auf sich aufmerksam gemacht hatte. Nein. Dann machte er sich auf den Weg über die Wiese, das Lehrbuch unter dem Arm. In seiner Tasche steckte ein Brief, den er geschrieben hatte, und er steuerte den Briefkasten vor dem Naturwissenschaftsgebäude an. Er schob den Umschlag durch den Schlitz und wartete. Ein paar Minuten später entdeckte er Serena, die genau pünktlich aus der Tür trat.

Er wusste bereits viel über sie. Heutzutage waren ja offenbar alle jungen Menschen auf Facebook und Twitter und Instagram und Snapchat und präsentierten ihr Leben jedem, der Lust hatte, die Puzzleteile zusammensetzen. Was sie gern mochten, mit wem sie befreundet waren, wo sie ihre Zeit verbrachten. Aus einem Facebook-Post wusste er schon, dass Serena und ihre Schwester an diesem Sonntag zum Brunch zu ihren Eltern gingen, und

als er sie nun vor sich herlaufen sah, die dunkelbraunen Haare über den Schultern, fiel ihm erneut auf, wie schön sie war. Sie besaß eine natürliche Anmut und erntete ein anerkennendes Lächeln von den Männern, die ihr begegneten, was sie allerdings, ganz ins Gespräch vertieft, gar nicht zu bemerken schien. Neben ihr lief eine kleine, füllige Blonde, eine Kommilitonin, mit der sie gerade ein Pädagogik-Seminar gehabt hatte. Er wusste, dass sie Grundschullehrerin werden wollte. Sie hatte Pläne, genau wie Cassie früher.

Er hielt Abstand, angespornt von der Macht, die er in ihrer Gegenwart empfand. Der Macht, mit der er in den vergangenen zwei Jahren gehaushaltet hatte. Sie wusste ja nicht, wie nah oder zu was er fähig war. Sie sah sich nie über die Schulter um, aber warum auch? Er hatte keine Bedeutung für sie, er war nur eins von vielen Gesichtern in der Menge.

Er fragte sich, ob sie der Blondin wohl von ihren Wochenendplänen erzählte, herunterrasselte, wohin sie gehen oder wen sie treffen wollte. Er für seinen Teil hatte vor, sich am Sonntag zum Familienbrunch zu gesellen, wenn auch nicht als Gast. Vielmehr würde er sie aus einem Haus ganz in der Nähe, in einem durch und durch bürgerlichen Stadtviertel, beobachten. Das Haus stand seit einem Monat leer, die Eigentümer hatten es durch Zwangsvollstreckung verloren, es stand aber noch nicht zum Verkauf. Die Türschlösser waren zwar solide, doch es war ihm gelungen, sich ohne große Mühe durch ein Fenster Zutritt zu verschaffen. Vom Schlafzimmer aus hatte er Blick auf die Veranda und in die Küche von Serenas Familie. Am Sonntag würde er sie alle beim Lachen und Scherzen am Esstisch beobachten.

Über jeden von ihnen wusste er etwas. Felix Sanchez stellte die klassische Einwanderer-Erfolgsgeschichte dar, der stolz lami- nierte Zeitungsartikel im Restaurant beschrieb, wie er als Halb-

wüchsiger illegal und ohne ein Wort Englisch zu sprechen ins Land gekommen war und zunächst als Tellerwäscher gearbeitet hatte. Fünfzehn Jahre später, nach seiner Einbürgerung in die USA, hatte er genug Geld gespart, um ein eigenes Lokal in einem Einkaufszentrum zu eröffnen, La Cocina de la Familia, in dem er die Rezepte seiner Frau servierte. Sie kochte, und er machte alles andere, besonders in den Anfangsjahren. Stück für Stück vergrößerte sich das Restaurant und galt nun als eines der besten mexikanischen Lokale in der ganzen Stadt. Zwar hatte es mehr als fünfzehn Angestellte, doch die meisten davon waren Verwandte, wodurch die Familienatmosphäre gewahrt blieb. Beide Eltern arbeiteten nach wie vor dort, und Serena kellnerte dreimal die Woche, wie ihre ältere Schwester Maria früher. Felix war sowohl Mitglied der Handelskammer als auch des Rotary Clubs, und er und seine Frau besuchten jeden Sonntagmorgen die Siebenuhrmesse in St. Mary, wo er außerdem als Küster tätig war. Carmen war etwas rätselhaft. Von ihr wusste er nur, dass sie sich im Spanischen immer noch wohler fühlte als im Englischen und, wie ihr Mann, stolz darauf war, dass Maria als Erste aus der ganzen Familie einen Hochschulabschluss besaß.

Was Maria betraf...

In Wilmington hatte er sie bisher noch nicht gesehen. Die letzten Tage hatte sie bei einer Juristen-Konferenz in einer anderen Stadt verbracht, aber sie kannte er am besten von der Familie. In der Vergangenheit, als sie noch in Charlotte wohnte, hatte er sie oft gesehen. Er hatte mit ihr gesprochen. Er hatte versucht, sie davon zu überzeugen, dass sie unrecht hatte. Und am Ende hatte er ihretwegen gelitten, wie niemand je leiden sollte, und er hasste sie für das, was sie getan hatte.

Als Serena ihrer Freundin zum Abschied winkte und Richtung Parkplatz lief, ging er weiter geradeaus. Es gab keinen Grund,

ihr zu folgen, ihm reichte das Wissen, dass er die kleine, glückliche Familie am Sonntag sähe. Besonders Maria. Maria war fast noch schöner als ihre Schwester, wobei offen gesagt beide den Hauptgewinn in der genetischen Lotterie gezogen hatten, mit ihren dunklen Augen und nahezu perfekten Gesichtszügen. Er versuchte, sich die beiden nebeneinander am Tisch vorzustellen. Trotz der sieben Jahre Altersunterschied konnte man sie für Zwillinge halten. Und doch waren sie unterschiedlich. Während Serena allzu extrovertiert war, war Maria immer schon ruhiger und ehrgeiziger gewesen, die Ernstere und Fleißigere der beiden. Dennoch waren sie nicht nur Schwestern, sondern beste Freundinnen. Er mutmaßte, dass Serena vielleicht Eigenschaften bei ihrer Schwester sah, die sie nachahmen wollte, und umgekehrt. Beim Gedanken ans Wochenende spürte er ein aufgeregtes Kribbeln, weil er wusste, dass es unter Umständen eines der letzten Male wäre, dass alle mit einem Anschein von Normalität zusammenkamen. Er wollte sehen, wie sie sich verhielten, bevor die Anspannung ihre nette, glückliche Familie vergiftete. Bevor die Angst sich festsetzte. Bevor ihr Leben langsam – und dann mit Wucht – zerstört wurde.

Denn er war ja mit einem bestimmten Ziel hergekommen, und dieses Ziel hatte einen Namen.

Es hieß Rache.

KAPITEL I

Colin

Colin Hancock beugte sich über das Waschbecken in der Toilette des Diners und zog das T-Shirt hoch, um den Bluterguss auf seinen Rippen begutachten zu können. Am nächsten Morgen war er vermutlich dunkellila. Wenn er die Stelle nur versehentlich streifte, zuckte er schon zusammen. Den Schmerz konnte man zwar eine Zeit lang ignorieren, aber er ahnte schon, dass das Atmen am nächsten Tag beschwerlich wäre.

Sein Gesicht allerdings ...

Das konnte sich noch als Problem erweisen – nicht für ihn, sondern für andere. Mit Sicherheit würden seine Mitstudenten ihn mit großen, verängstigten Augen anstarren und hinter seinem Rücken tuscheln, wenn er auch bezweifelte, dass jemand ihn tatsächlich fragen würde, was passiert war. In den ersten Wochen auf dem College hatten die meisten einen ganz netten Eindruck gemacht, aber es war klar gewesen, dass niemand wusste, was er von ihm halten sollte, und es hatte auch niemand ihn angesprochen. Nicht, dass ihm das etwas ausmachte. Alle waren sechs oder sieben Jahre jünger als er und weiblich und hatten vermutlich in Bezug auf Lebenserfahrungen wenig mit ihm gemeinsam. Letzten Endes würden sie ihre eigenen Schlüsse über ihn ziehen.

Dennoch musste er zugeben, dass er im Moment ganz besonders schaurig aussah. Sein linkes Auge war zugeschwollen

und das rechte blutunterlaufen. Mitten auf der Stirn prangte eine mit Wundkleber verarztete Platzwunde, und der bleifarbene Bluterguss auf dem rechten Wangenknochen ähnelte einem Muttermal. Aufgeplatzte, geschwollene Lippen vervollständigten das Bild. Er musste sich unbedingt so schnell wie möglich einen Eisbeutel aufs Gesicht legen, sonst konnten sich die Mädels in seinen Seminaren garantiert nicht konzentrieren. Aber eins nach dem anderen. Jetzt war er erst mal halb verhungert und brauchte Nahrung. In den letzten zwei Tagen hatte er nicht viel gegessen, und er brauchte etwas Schnelles und – wenn möglich – nicht gänzlich Ungesundes. Leider hatten um diese Uhrzeit die meisten Lokale bereits geschlossen, deshalb war er in einem heruntergekommenen Diner gleich neben dem Highway gelandet, mit vergitterten Fenstern, Wasserflecken an den Wänden, geweltem Linoleumboden und mit Klebeband geflickten Bänken. Wenn der Laden allerdings ein Gutes hatte, dann, dass keiner der anderen Gäste sich darum kümmerte, wie er aussah. Leute, die spätnachts in solche Spelunken kamen, konnten sich prima um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Es war einer dieser Diner, in denen man sich schnell mal Ärger einhandeln konnte, und als Colin auf den Kiesparkplatz abgebogen war, hatte er halb damit gerechnet, dass Evan in seinem Toyota Prius hinter ihm einfach weiterfuhr. Doch Evan musste ähnliche Vermutungen bezüglich eventueller Scherereien gehabt haben. Das war der einzige Grund, warum er jemals einen Fuß in ein solches Etablissement setzte, besonders um diese Uhrzeit. Evan war nicht gerade unauffällig in so einer Umgebung mit seinem rosa Hemd, karierten Strümpfen, Ledermokassins und ordentlich gescheitelten dunkelblonden Haaren. Sein Prius hätte genauso gut in Leucht-

schrift verkünden können, dass er beabsichtigte, sich von den guten alten Jungs aus den Pick-ups verprügeln zu lassen, die gerade den Großteil des Abends damit zugebracht hatten, sich hemmungslos zu betrinken.

Colin drehte den Hahn auf, hielt die Hände darunter und legte sie sich dann aufs Gesicht. Das Wasser war kalt, genau wie er es wollte. Seine Haut fühlte sich an, als stünde sie in Flammen. Sein Gegner im Ring, ein US-Marine, hatte deutlich fester zugeschlagen als erwartet – und das mal abgesehen von den regelwidrigen Treffern, aber wer hatte ihm das ansehen können? Groß und dünn, kurz rasierte Haare, schiefe Augenbrauen. Er hatte den Kerl unterschätzt, und das durfte ihm nicht noch mal passieren. Sonst hatten seine Kommilitoninnen das ganze Jahr Angst vor ihm, was ihnen am Ende noch die gesamte Studienerfahrung ruinieren würde. *Mami, da ist so ein total gruseliger Typ in meinem Kurs, ganz grün und blau im Gesicht und mit so irren Tattoos!*, malte er sich die Telefonate aus. *Und ich muss neben ihm sitzen!*

Er schüttelte sich das Wasser von den Händen. Als er aus der Toilette trat, entdeckte er Evan an dem Tisch in der Ecke. Im Gegensatz zu ihm hätte Evan sehr gut aufs College gepasst. Er hatte immer noch ein Kindergesicht, und beim Näherkommen überlegte Colin, wie oft er sich wohl pro Woche rasieren musste.

»Das hat ganz schön lange gedauert«, sagte Evan, als Colin sich setzte. »Ich dachte schon, du hättest dich verlaufen.«

Colin lehnte sich an das Plastikpolster. »Ich hoffe, du hast nicht zu viel Angst allein hier.«

»Ha, ha.«

»Ich hab mal eine Frage.«

»Nämlich?«

»Wie oft rasierst du dich?«

Evan kniff die Augen zusammen. »Du warst zehn Minuten auf dem Klo und hast *darüber* nachgedacht?«

»Das hab ich auf dem Rückweg überlegt.«

Evan sah ihn durchdringend an. »Ich rasiere mich jeden Morgen.«

»Warum?«

»Was meinst du mit warum? Aus demselben Grund wie du.«

»Ich rasiere mich nicht jeden Morgen.«

»Warum unterhalten wir uns überhaupt über so was?«

»Weil ich neugierig war und gefragt habe und du geantwortet hast«, sagte Colin. Ohne sich um Evans Miene zu kümmern, deutete er mit dem Kopf auf die Speisekarte. »Hast du es dir anders überlegt und was ausgesucht?«

Evan schüttelte den Kopf. »Auf gar keinen Fall.«

»Du willst nichts essen?«

»Nein.«

»Sodbrennen?«

»Genau genommen hat es mehr mit meinem Verdacht zu tun, dass bei der letzten Küchenkontrolle hier Reagan noch Präsident war.«

»So schlimm ist es auch wieder nicht.«

»Hast du den Koch gesehen?«

Colin schielte in Richtung der heißen Platte hinter der Theke. Der Koch sah aus wie aus dem Bilderbuch, mit fettiger Schürze, die über dem ausladenden Bauch spannte, langem Pferdeschwanz und großflächigen Tätowierungen auf den Unterarmen.

»Mir gefallen die Tattoos.«

»Ach nee, wer hätte das gedacht.«

»Stimmt aber.«

»Ich weiß. Du sagst immer die Wahrheit. Das ist ja dein Problem.«

»Warum ist das ein Problem?«

»Weil die Menschen nicht immer die Wahrheit hören wollen. Wenn zum Beispiel deine Freundin fragt, ob ein bestimmtes Outfit sie dick macht, solltest du ihr sagen, dass sie schön aussieht.«

»Ich habe keine Freundin.«

»Das liegt wahrscheinlich daran, dass du bei der letzten nur was von dick gesagt hast, ohne das mit dem schön zu ergänzen.«

»So war das nicht.«

»Aber du verstehst, was ich meine. Manchmal darf man es ... mit der Wahrheit nicht zu genau nehmen, um mit anderen zurechtzukommen.«

»Warum?«

»Weil normale Menschen das eben so machen. So funktioniert eine Gesellschaft. Du kannst nicht jedem sagen, was dir gerade einfällt. Damit verunsicherst du andere oder verletzt ihre Gefühle. Und nur dass du es weißt, Arbeitgeber hassen es.«

»Okay.«

»Du glaubst mir nicht?«

»Doch.«

»Aber es ist dir egal.«

»Genau.«

»Weil du lieber die Wahrheit sagst.«

»Richtig. Meiner Erfahrung nach funktioniert das für mich.«

Evan schwieg für einen Moment. »Manchmal wünsche ich mir, ich könnte auch so sein. Einfach meinem Chef sagen,

was ich wirklich von ihm halte, ohne mir Gedanken über die Konsequenzen zu machen.«

»Das kannst du. Du willst nur nicht.«

»Ich brauche das Gehalt.«

»Das ist eine Ausrede.«

»Kann sein.« Evan zuckte die Achseln. »Aber meiner Erfahrung nach funktioniert *das* für mich. Manchmal muss man lügen. Wenn ich dir zum Beispiel sagen würde, dass ich zwei Kakerlaken unter dem Tisch gesehen habe, während du auf dem Klo warst, hättest du vielleicht auch keine Lust mehr, hier zu essen.«

»Du weißt, dass du nicht bleiben musst, oder? Ich komme schon klar.«

»Das sagst du.«

»Mach dir lieber Gedanken um dich selbst statt um mich. Und außerdem ist es schon spät. Fährst du nicht morgen mit Lily nach Raleigh?«

»Ja, ziemlich früh schon. Um elf gehen wir mit meinen Eltern in die Kirche, und danach gibt es Brunch. Aber im Gegensatz zu dir wird es mir morgen nicht schwerfallen, aus dem Bett zu kommen. Du siehst übrigens furchtbar aus.«

»Danke.«

»Vor allem das Auge.«

»Morgen ist es nicht mehr so dick.«

»Das andere. Ich glaube, da sind ein paar Äderchen geplatzt. Entweder das, oder du bist wirklich ein Vampir.«

»Das ist mir auch aufgefallen.«

Evan lehnte sich zurück und breitete leicht die Arme aus. »Tu mir einen Gefallen, ja? Versteck dich morgen vor den Nachbarn. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn sie denken würden, ich musste handgreiflich werden, weil du mit der

Miete im Rückstand bist oder so. Ich will keinen schlechten Ruf als Vermieter kriegen.«

Colin lächelte. Er wog mindestens fünfzehn Kilo mehr als Evan und witzelte gern, dass Evan, falls er jemals ein Fitnessstudio betreten haben sollte, wahrscheinlich nur die Bücher geprüft hatte.

»Ich verspreche, mich nicht zu zeigen«, sagte Colin.

»Gut. In Anbetracht meines Rufs und so.«

In diesem Augenblick kam die Kellnerin und stellte einen Teller mit einem Berg weißem Rührei mit Schinken ab und dazu eine Schüssel zähen Haferbrei. Als Colin die Schale zu sich heranzog, warf er einen Seitenblick auf Evans Becher.

»Was trinkst du?«

»Heißes Wasser mit Zitrone.«

»Im Ernst?«

»Es ist nach Mitternacht. Wenn ich jetzt Kaffee trinke, bin ich die ganze Nacht wach.«

Colin schaufelte sich etwas Haferbrei in den Mund und schluckte. »Okay.«

»Was, kein abfälliger Kommentar?«

»Mich überrascht nur, dass sie hier Zitrone haben.«

»Und mich überrascht, dass sie Rühreier nur aus Eiweiß machen. Du bist wahrscheinlich der Erste seit Menschengedenken, der je versucht hat, hier eine gesunde Mahlzeit zu sich zu nehmen.« Evan griff nach seinem Wasser. »Apropos, was hast du eigentlich morgen vor?«

»Ich muss den Zündschalter in meinem Wagen auswechseln. Er startet nicht richtig. Danach mähe ich den Rasen und gehe ins Fitnessstudio.«

»Willst du mit uns mitkommen?«

»Brunch ist nicht so mein Ding.«

»Ich wollte dich nicht zum Brunch einladen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie dich überhaupt in den Country Club reinlassen, so wie du aussiehst. Aber du könntest in Raleigh deine Eltern besuchen. Oder deine Schwestern. Es liegt auf dem Weg nach Chapel Hill.«

»Nein.«

»Ich dachte, ich frage mal.«

Wieder tauchte Colin den Löffel in den Haferbrei. »Lass es.«

»Es gab übrigens heute Abend ein paar großartige Kämpfe. Der nach deinem war super.«

»Ach ja?«

»Ein Johnny Reese hat jemanden in der ersten Runde zur Aufgabe gezwungen. Hat den Kerl umgeworfen wie einen Mehlsack, ihn in einen Würgegriff manövriert, und dann war Sense. Der Bursche bewegt sich wie eine Katze.«

»Womit du sagen willst ...?«

»Er ist viel besser als du.«

»Okay.«

Evan trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Also, bist du zufrieden mit deinem Kampf heute?«

»Er ist vorbei.«

Evan wartete kurz. »Und?«

»Das war's.«

»Hältst du das Ganze eigentlich immer noch für eine gute Idee? Ich meine ... du weißt schon.«

Colin steckte die Gabel in das Rührei. »Ich bin nach wie vor hier bei dir, oder nicht?«

Eine halbe Stunde später saß Colin wieder im Auto. Die Wolken, die schon seit Stunden ein Gewitter ankündigten, machten ihre Drohung schließlich wahr, es stürmte und goss in

Strömen, begleitet von Blitz und Donner. Evan war ein paar Minuten vor Colin losgefahren, und als Colin sich am Steuer des Camaro niederließ, den er in den letzten Jahren restauriert hatte, wanderten seine Gedanken unwillkürlich zu seinem Freund.

Evan kannte er schon, seit er sich erinnern konnte. Als Colin klein war, verbrachte seine Familie den Sommer immer in einem Strandhäuschen in Wrightsville Beach, und Evan wohnte damals nebenan. Lange, sonnendurchtränkte Tage verbrachten sie damit, am Strand spazieren zu gehen, Fangen zu spielen, zu angeln und zu surfen. Meistens übernachteten sie auch zusammen, bis Evans Familie nach Chapel Hill zog und Colins Leben komplett den Bach hinunterging.

Die Fakten waren ziemlich unkompliziert: Er war das dritte Kind und der einzige Sohn wohlhabender Eltern mit einer Schwäche für Kindermädchen und absolut keinem Wunsch nach einem dritten Kind. Er war ein Schreibaby und später dann ein schwerer Fall von ADHS, eins dieser Kinder, die regelmäßig Tobsuchtsanfälle bekamen, sich nicht konzentrieren und unmöglich still sitzen konnten. Er trieb seine Eltern zu Hause in den Wahnsinn, verjagte ein Kindermädchen nach dem anderen und tat sich in der Schule sehr schwer. In der dritten Klasse hatte er einen großartigen Lehrer, durch den sich die Lage eine Weile besserte, aber in der vierten ging es wieder bergab. Andauernd geriet er auf dem Spielplatz in Prügeleien und wäre beinahe nicht versetzt worden. Ungefähr um die Zeit kam man zu dem Schluss, dass er *schwerwiegende Probleme* hatte, und schließlich schickten ihn seine Eltern, weil sie nicht wussten, was sie sonst tun sollten, auf eine Militärschule, in der Hoffnung, die klaren Strukturen täten ihm gut. Seine Erfahrungen in diesem ersten Jahr

waren grauenvoll, und im zweiten Halbjahr flog er von der Schule.

Von da aus kam er auf eine weitere Militärschule in einem anderen Staat, und im Laufe der nächsten Jahre verwendete er seine überschüssige Energie auf Kampfsportarten – Ringen, Boxen und Judo. Er ließ seine Aggressionen an anderen aus, manchmal etwas zu enthusiastisch, oft einfach nur, weil er Lust dazu hatte. Noten oder Disziplin waren ihm egal. Fünf Schulverweise und fünf unterschiedliche Militärinternate später schaffte er mit Ach und Krach seinen Abschluss, als wütender und gewalttätiger junger Mann ohne Pläne für sein Leben und ohne Interesse daran. Er zog wieder zu seinen Eltern, und es folgten sieben schlimme Jahre. Seine Mutter weinte viel, und sein Vater bat ihn inständig, sich zu ändern, aber er ignorierte beide. Auf Drängen seiner Eltern ging er zu einem Therapeuten, setzte aber seine Abwärtsspirale fort, mit dem unterbewussten Ziel der Selbstzerstörung. So formulierte es damals der Therapeut, nicht er, auch wenn er ihm inzwischen zustimmte. Immer wenn seine Eltern ihn in Raleigh vor die Tür setzten, schlüpfte er in der Strandhütte der Familie unter, bis sich die Wogen wieder geglättet hatten, kehrte dann nach Hause zurück, und der Kreislauf begann aufs Neue. Mit fünfundzwanzig erhielt Colin eine allerletzte Chance, sein Leben zu ändern. Gegen alle Erwartungen schaffte er das auch. Und jetzt ging er aufs College und hatte vor, die nächsten Jahrzehnte als Lehrer zu arbeiten, hoffte darauf, Kindern ein Ratgeber zu werden, was für die meisten Menschen überhaupt nicht nachvollziehbar war.

Colin wusste, dass es nicht einer gewissen Ironie entbehrte, den Rest seines Lebens in der Schule verbringen zu wollen, einem Ort, den er immer gehasst hatte, aber so war es nun

mal. Damit hielt er sich nicht weiter auf, wie er sich generell nicht lange mit der Vergangenheit aufhielt. Er hätte überhaupt nicht an all das gedacht, hätte Evan nicht vorhin einen Besuch bei seinen Eltern angesprochen. Was Evan immer noch nicht begriff, war, dass es sowohl für Colin als auch für seine Eltern schon Stress bedeutete, sich in ein und demselben Raum zu befinden. Besonders, wenn der Besuch nicht weit im Voraus geplant gewesen war. Würde er unangemeldet auftauchen, säßen sie unbehaglich im Wohnzimmer und würden versuchen, Small Talk zu machen, während Erinnerungen an früher die Luft um sie herum erfüllten wie Giftgas. Er könnte die Enttäuschung und die Kritik spüren, die sie ausstrahlten, sie heraushören aus dem, was sie sagten oder nicht sagten, und wer brauchte das schon? Er nicht und sie auch nicht. In den vergangenen drei Jahren hatte er sich bemüht, seine seltenen Besuche auf etwa eine Stunde zu begrenzen, fast immer an den Feiertagen, was allen Beteiligten offenbar entgegenkam.

Seine älteren Schwestern Rebecca und Andrea hatten mit ihm darüber zu reden versucht, aber er hatte diese Gespräche abgeblockt wie bei Evan. Ihr Leben mit ihren Eltern war eben anders verlaufen als seins. Sie waren beide *Wunschkin-der* gewesen, er dagegen ein dickes fettes *Hoppla* sieben Jahre später. Er wusste, dass sie es gut meinten, aber er hatte nicht viel mit ihnen gemeinsam. Beide hatten einen Collegeabschluss, einen Ehemann und Kinder. Sie wohnten in derselben teuren Gegend wie ihre Eltern und spielten am Wochenende Tennis. Je älter Colin wurde, desto klarer wurde ihm, dass ihre Entscheidungen im Leben viel schlauer gewesen waren als seine. Andererseits hatten sie ja auch keine *schwerwiegenden Probleme*.

Er wusste, dass seine Eltern, genau wie seine Schwestern, im Grunde gute Menschen waren. Er hatte Jahre in Therapie gebraucht, um zu akzeptieren, dass er derjenige mit den Problemen war, nicht sie. Mittlerweile gab er seinen Eltern nicht mehr die Schuld an dem, was mit ihm passiert war, was sie getan oder nicht getan hatten. Vielmehr hatte er seiner Ansicht nach Glück gehabt, der Sohn zweier so unfassbar geduldiger Menschen zu sein. Dann war er eben von Kindermädchen aufgezogen worden, na und? Dann hatten seine Leute eben irgendwann das Handtuch geworfen und ihn aufs Internat verfrachtet. Aber als er sie wirklich brauchte, als andere Eltern wahrscheinlich aufgegeben hätten, hatten sie nie die Hoffnung verloren, dass er sein Leben noch umkremeln konnte.

Und sie hatten jahrelang seinen Mist ertragen. Schlimmen Mist. Sie duldeten das Trinken und das Kiffen und die zu jeder Tages- und Nachtzeit viel zu laut aufgedrehte Musik. Sie ließen sich die Partys gefallen, die er veranstaltete, sobald sie verreisten, und die das Haus in einen Trümmerhaufen verwandelten. Sie sahen über die Kneipenprügeleien und zahlreichen Verhaftungen hinweg. Nie erstatteten sie Anzeige, wenn er in das Strandhaus eingebrochen war, obwohl er auch dort schweren Schaden anrichtete. Sie holten ihn öfter aus dem Gefängnis, als er sich erinnern konnte, und bezahlten seine Anwaltskosten, und vor drei Jahren, als Colin nach einer Kneipenschlägerei in Wilmington eine lange Gefängnisstrafe bevorstand, ließ sein Vater seine Beziehungen spielen und erreichte eine Vereinbarung, die Colins gesamtes Vorstrafenregister löschte. Natürlich nur, falls Colin es nicht vermasselte. Zu den Bewährungsaufgaben gehörte, dass er sich vier Monate in einer Spezialklinik für Aggressionsbewältigung in Arizona behandeln ließ. Nach seiner Rückkehr wollten seine

Eltern ihn nicht bei sich wohnen haben, daher bezog er wieder das Strandhaus, das damals bereits zum Verkauf stand. Außerdem wurde ihm auferlegt, sich regelmäßig bei Detective Pete Margolis von der Wilmingtoner Polizei zu melden. Der Mann, den Colin in der Kneipe verprügelt hatte, war ein langjähriger Informant von Margolis gewesen, und infolge der Schlägerei waren dessen Ermittlungen in einem brisanten Fall schlagartig zum Erliegen gekommen. Seitdem hasste Margolis Colin aus tiefstem Herzen. Er sprach sich von Anfang an vehement gegen den Deal aus und bestand darauf, Colin wenigstens regelmäßig und willkürlich überprüfen zu dürfen, wie ein Pseudo-Bewährungshelfer. Die letzte Auflage schließlich besagte, dass, sollte Colin noch einmal verhaftet werden, egal weswegen, sein gesamtes ursprüngliches Vorstrafenregister wieder in Kraft trat und er automatisch eine Gefängnisstrafe von annähernd zehn Jahren anzutreten hatte.

Trotz der Bedingungen, trotz Margolis, der sichtlich nur darauf wartete, ihm Handschellen anzulegen, war der Deal für Colin großartig, und alles dank seinem Vater, auch wenn er und Colin sich im Moment kaum miteinander unterhalten konnten. Rein theoretisch hatte Colin Hausverbot auf Lebenszeit bei seinen Eltern, allerdings war sein Vater zuletzt in dieser Hinsicht etwas nachsichtiger geworden. Dauerhaft vor die Tür gesetzt worden zu sein und dann von der Straße aus zuzusehen, wie neue Eigentümer das Strandhaus in Besitz nahmen, hatte Colin damals gezwungen, sein Leben neu zu überdenken. Eine Zeit lang schlief er bei alten Freunden in Raleigh, zog von einer Couch zur anderen. Nach und nach kam er zu dem Schluss, dass er sein Leben ändern musste, um nicht endgültig auf die Selbstzerstörung zuzusteuern. Das Umfeld dort tat ihm nicht gut, und sein Freundeskreis

war genauso haltlos wie er. Da er sonst nicht wusste, wohin, fuhr er zurück nach Wilmington und überraschte sich selbst damit, an Evans Tür zu klopfen. Evan wohnte dort seit Abschluss seines Studiums an der North Carolina State University und war gleichermaßen erstaunt, seinen alten Freund zu sehen. Verhalten und auch ein bisschen nervös, aber Evan war Evan, und er hatte kein Problem damit, Colin eine Weile bei sich wohnen zu lassen.

Es dauerte ein wenig, Evans Vertrauen zurückzugewinnen. Ihr Leben hatte sich bis dahin sehr unterschiedlich entwickelt. Evan war eher wie Rebecca und Andrea, ein verantwortungsvoller Bürger, dessen einzige Kenntnisse über das Gefängnis aus dem Fernsehen stammten. Er arbeitete als Buchhalter und Finanzplaner und hatte sich ein Haus mit Einliegerwohnung im Erdgeschoss gekauft, einer Wohnung, die zufällig gerade frei war, als Colin auftauchte. Eigentlich hatte Colin damals nicht vor, lange zu bleiben, doch eins führte zum anderen, und als er einen Job als Barkeeper bekam, zog er dauerhaft ein. Drei Jahre später zahlte er immer noch Miete an den besten Freund, den er auf der Welt hatte.

Bisher klappte es gut. Er mähte den Rasen und schnitt die Hecken und musste dafür nur wenig Miete bezahlen. Er hatte sein eigenes Reich mit eigenem Eingang, aber Evan war nicht weit weg, und er war genau das, was Colin momentan in seinem Leben brauchte. Evan trug Anzug und Krawatte zur Arbeit, sein geschmackvoll eingerichtetes Haus war immer blitzblank, und er trank nie mehr als zwei Bier, wenn er ausging. Außerdem war er so ungefähr der netteste Mensch auf der Welt, und er akzeptierte Colin mit allen Fehlern. Und – warum auch immer – er glaubte an ihn, selbst wenn Colin wusste, dass er das nicht immer verdiente.

Evans Verlobte Lily war mehr oder weniger aus demselben Holz geschnitzt. Obwohl sie in einer Werbeagentur arbeitete und eine Wohnung am Strand besaß, die ihre Eltern ihr gekauft hatten, verbrachte sie genug Zeit bei Evan, um eine wichtige Rolle in Colins Leben einzunehmen. Es hatte ein Weilchen gedauert, bis sie mit ihm warm geworden war. Bei ihrer ersten Begegnung trug Colin noch einen blonden Irokesenschnitt und Ringe in beiden Ohren, und ihre erste Unterhaltung handelte von einer Kneipenschlägerei in Raleigh, die für den anderen im Krankenhaus geendet hatte. Eine Zeit lang konnte sie einfach nicht nachvollziehen, warum Evan mit ihm befreundet war. Als höhere Tochter aus Charleston, die das reine Mädchen-College in Meredith besucht hatte, war Lily untadelig und höflich, und die Formulierungen, die sie benutzte, versetzten einen zurück in eine frühere Zeit. Sie war aber auch die schönste Frau, die Colin jemals gesehen hatte, und es war kein Wunder, dass Evan Wachs in ihren Händen war. Mit ihren blonden Haaren und blauen Augen und einem Akzent, der selbst, wenn sie wütend war, wie Honigklang, schien sie der letzte Mensch auf Erden zu sein, von dem Colin annahm, dass er ihm eine Chance geben würde. Doch genau das hatte sie getan. Und wie Evan glaubte sie inzwischen an ihn. Es war vor zwei Jahren Lilys Vorschlag gewesen, dass er sich auf dem College einschrieb, und Lily war es gewesen, die abends mit ihm gelernt hatte. Und zwei Mal hatten Lily und Evan Colin von einem dieser impulsiven Fehler abgehalten, die ihn ins Gefängnis gebracht hätten. Dafür liebte er Lily und auch ihre Beziehung zu Evan. Schon vor längerer Zeit hatte er beschlossen, dass er es regeln würde, wenn irgendjemand die beiden jemals bedrohen sollte, ganz egal, was es für Folgen für ihn hatte. Selbst wenn es

bedeutete, den Rest seines Lebens hinter Gittern verbringen zu müssen.

Aber nichts währte ewig. Das Leben, das er die letzten drei Jahre geführt hatte, würde sich ändern, nicht zuletzt, weil Evan und Lily sich verlobt hatten und schon im Frühling die Hochzeit planten. Zwar versicherten beide, dass Colin auch danach noch in der Einliegerwohnung bleiben könne, aber er wusste auch, dass sie an den vergangenen Wochenenden Musterhäuser in einer näher an Wrightsville Beach gelegenen neuen Siedlung besichtigt hatten, Eigenheime mit der in Charleston üblichen doppelstöckigen Veranda. Sie wünschten sich Kinder, wünschten sich das ganze »Trautes Heim, Glück allein«-Programm, und Colin rechnete fest damit, dass Evans derzeitiges Haus innerhalb des kommenden Jahres zum Verkauf stünde. Danach wäre Colin wieder auf sich gestellt, und auch wenn es natürlich nicht fair war, von Evan und Lily zu erwarten, dass sie sich für ihn verantwortlich fühlten, fragte er sich manchmal, ob ihnen bewusst war, wie wichtig sie ihm in den letzten Jahren geworden waren.

Wie heute Abend zum Beispiel. Er hatte Evan nicht gebeten, ihn zu dem Kampf zu begleiten. Das war Evans Idee gewesen. Und er hatte ihn auch nicht gebeten, ihm Gesellschaft beim Essen zu leisten. Aber Evan nahm wahrscheinlich an, dass Colin sonst statt in einem Diner in einer Kneipe gelandet wäre und mit Schnäpsen abgeschaltet hätte statt mit einem mitternächtlichen Frühstück. Und obwohl Colin als Barkeeper arbeitete, war er im Moment auf der anderen Seite der Theke nicht so gut aufgehoben.

Als er nun vom Highway abfuhr, bog er auf eine kurvige Landstraße ab, die von Weihrauchkiefern und Roteichen gesäumt war. Es war weniger eine Abkürzung als der Versuch,

eine endlose Abfolge von Ampeln zu vermeiden. Immer noch zuckten Blitze über den Himmel, färbten die Wolken silbrig und erhellten die Umgebung mit einem unwirklichen Aufleuchten. Regen und Wind wurden stärker, die Scheibenwischer konnten kaum noch die Sicht freihalten, aber Colin kannte diese Strecke gut. In einer der vielen unübersichtlichen Kurven verlangsamte er und trat plötzlich auf die Bremse.

Etwas weiter vorn stand ein Auto mit Dachgepäckträger halb auf der Straße, die Warnblinkanlage eingeschaltet. Der Kofferraum stand trotz des Wetters weit offen. Als der Camaro langsamer wurde, brach das Heck leicht aus, bevor die Reifen wieder griffen. Colin wechselte auf die Gegenfahrbahn, um einen weiten Bogen um das Auto zu machen, und dachte dabei, dass der Fahrer sich keine schlimmere Zeit und keinen schlimmeren Ort für seine Panne hätte aussuchen können. Nicht nur schränkte das Gewitter die Sicht ein. Betrunkene wie die vorhin in dem Lokal machten sich vermutlich auch gerade auf den Heimweg, und er konnte sich gut vorstellen, dass einer von denen die Kurve zu schnell nahm und den Wagen hier rammte.

Nicht gut, dachte er. Die Situation schrie geradezu nach Unfall, aber andererseits ging ihn das nichts an. Es war nicht seine Aufgabe, Fremde zu retten, und wahrscheinlich wäre er ohnehin keine große Hilfe. Außerdem hatte der Fahrer bestimmt schon jemanden gerufen.

Als er langsam an dem stehenden Wagen vorbeirollte, sah er, dass der Hinterreifen platt war und eine Frau – bis auf die Knochen durchweicht in Jeans und kurzärmeliger Bluse – sich abmühte, das Reserverad aus dem Kofferraum zu hieven. Es blitzte, eine lange Abfolge von grell flackernden Lichtern, die ihre wimperntuscheverschmierte Verzweiflung beleuchteten.

In diesem Moment stellte er fest, dass ihre dunklen Haare und die weit auseinanderstehenden Augen ihn an jemanden vom College erinnerten, und er ließ die Schultern sacken.

Eine Frau? Warum musste es ausgerechnet eine Frau sein? Womöglich war es sogar tatsächlich eine Mitstudentin, und er konnte ja schlecht so tun, als hätte er nicht bemerkt, dass sie Hilfe brauchte. Das passte ihm jetzt wirklich nicht in den Kram, aber was blieb ihm übrig?

Mit einem Seufzen hielt er in einigem Abstand zu ihrem Wagen am rechten Straßenrand an. Er schaltete die Warnblinkanlage ein und schnappte sich die Jacke vom Rücksitz. Mittlerweile goss es in Strömen, und er wurde beim Aussteigen sofort durchnässt wie vom schrägen Strahl einer Außendusche. Er strich sich mit der Hand durch die Haare, atmete tief durch und trabte auf ihren Wagen zu, im Geiste kalkulierend, wie schnell er den Reifen wechseln und weiterfahren konnte.

»Brauchen Sie Hilfe?«, rief er.

Zu seinem Erstaunen antwortete sie nicht. Vielmehr starrte sie ihn mit großen Augen an, ließ das Reserverad los und wich ganz langsam zurück.

KAPITEL 2

Maria

Früher, als sie noch für die Bezirksstaatsanwaltschaft in Mecklenburg County gearbeitet hatte, war Maria Sanchez im Gerichtssaal unzähligen Kriminellen begegnet, von denen manchen Gewalttaten zur Last gelegt wurden, die ihr nachts den Schlaf raubten. Mehrere Fälle hatten ihr Albträume beschert, und sie war von einem Psychopathen bedroht worden, aber Tatsache war, dass sie damals nie solche Angst gehabt hatte wie jetzt auf dieser einsamen Straße, als *dieser* Wagen, gefahren von *diesem* Kerl, plötzlich anhielt.

Es spielte keine Rolle, dass sie achtundzwanzig war und ihr Examen an der University of North Carolina in Chapel Hill summa cum laude gemacht und an der Duke Jura studiert hatte. Es spielte keine Rolle, dass sie eine sehr erfolgreiche Staatsanwältin gewesen war und im Anschluss eine Stelle in einer der besten Kanzleien von Wilmington angetreten hatte, oder auch, dass sie bis zu diesem Augenblick ihre Emotionen immer gut im Griff gehabt hatte. Sobald der Mann aus dem Wagen stieg, war das alles gleichgültig, und sie konnte nur noch daran denken, dass sie eine junge Frau war, die mutterseelenallein im Nirgendwo stand. Als er jetzt auf sie zukam, geriet sie in Panik.

Eine Minute vorher, als sein Auto langsam an ihrem vorbeigefahren war, hatte sie gesehen, wie er sie anstarrte, anzüglich fast, als begutachtete er sie. Ihr erster Gedanke war

gewesen, dass er eine Maske trug, was schon furchterregend genug war, aber immer noch deutlich angenehmer als die schlagartige Erkenntnis, dass das in Wirklichkeit sein *Gesicht* war. Überall Blutergüsse, ein Auge zugeschwollen, das andere leuchtend rot. Sie war sich ziemlich sicher, dass ihm Blut von der Stirn tropfte, und hatte sich nur mit Mühe einen Schrei verkneifen können. *Bitte, lieber Gott*, hatte sie gedacht, *lass ihn weiterfahren. Halt bloß nicht an.*

Aber offenbar hatte Gott beschlossen, den Kerl anhalten zu lassen, und jetzt schlich ein Mann mit einem entstellten Gesicht auf sie zu wie jemand aus einem billigen Horrorfilm. Oder aus einem Gefängnis, aus dem er gerade ausgebrochen war, denn der Typ war extrem muskulös – und war das nicht typisch für Häftlinge? Dass sie andauernd Gewichte stemmten? Sein Haarschnitt war streng, fast militärisch – das Erkennungszeichen einer dieser Gefängnis-Gangs, von denen sie gehört hatte? Das ausgewaschene schwarze Band-T-Shirt machte es auch nicht besser, genauso wenig wie die zerrissene Jeans, und die Jacke in seiner Hand jagte ihr eine Höllenangst ein. Warum zog er sie nicht an, bei so einem Gewitter? Vielleicht versteckte er darunter ...

Ein Messer.

Oder, um Gottes willen, eine *Pistole*.

Unwillkürlich entschlüpfte ihr ein Quieken, und sie überlegte fieberhaft, was sie tun sollte. Ihn mit dem Reifen bewerfen? Sie bekam das Ding ja nicht mal aus dem Kofferraum. Um Hilfe schreien? Es war niemand in der Nähe, seit zehn Minuten war kein einziges Auto vorbeigekommen, und ihr Handy hatte sie irgendwo vergessen, sonst hätte sie ja gar nicht erst versucht, den Reifen selbst zu wechseln. Weglaufen? Vielleicht, aber die lockere Geschmeidigkeit, mit der er sich

bewegte, ließ befürchten, dass er sie leicht einholen würde. Das Einzige, was sie tun konnte, war, wieder ins Auto zu steigen und die Türen zu verriegeln, aber jetzt war er schon *da*, und sie kam unmöglich an ihm vorbei.

»Brauchen Sie Hilfe?«

Es war der Klang seiner Stimme, der sie aus ihrer Erstarrung riss. Sie nahm die Hände vom Ersatzreifen und wich langsam zurück, konzentrierte sich nur darauf, Abstand zwischen ihnen zu schaffen.

»Was wollen Sie von mir?«, krächzte sie schließlich.

»Ich will gar nichts«, gab er zurück.

»Was machen Sie dann hier?«

»Ich dachte, Sie brauchen vielleicht Hilfe beim Reifenwechseln.«

»Nein danke«, sagte sie. »Das schaffe ich allein.«

Er sah von ihr zu dem platten Reifen und wieder zurück. »Okay. Dann auf Wiedersehen.« Damit drehte er sich um und ging wieder zurück zu seinem Wagen. Die Reaktion war so unerwartet, dass sie eine Sekunde lang wie gelähmt war. Er ging? Warum ging er denn? Sie war froh darüber, genauer gesagt war sie *entzückt* darüber, aber, aber ...

»Ich kriege den Reifen nicht aus dem Kofferraum!« Sie hörte die Panik in ihrer eigenen Stimme.

Er war schon wieder an seinem Auto angekommen, wandte sich ihr jedoch zu. »Sieht ganz so aus.« Er zog die Tür auf und machte Anstalten einzusteigen –

»Warten Sie!«, rief sie plötzlich.

Er blinzelte sie durch den strömenden Regen an. »Warum?«

Warum? Sie war nicht sicher, ob sie ihn richtig gehört hatte. Andererseits hatte sie ihm ja gerade gesagt, sie brauche keine Hilfe. Brauchte sie auch nicht, beziehungsweise eben doch,

aber sie konnte doch niemanden anrufen, und in ihrer Verwirrung rutschten ihr die nächsten Worte unfreiwillig heraus.

»Haben Sie ein Handy?«, rief sie.

Er kam wieder etwas näher und blieb stehen, wo er ohne Brüllen gehört werden konnte, aber nicht zu nah. Gott sei Dank.

»Ja«, antwortete er.

Maria trat von einem Fuß auf den anderen. *Und was jetzt?* »Ich hab mein Handy verloren«, sagte sie. »Ich meine, nicht verloren.« Sie wusste, dass das nichts zur Sache tat, aber sein Blick machte sie so nervös, dass sie nicht aufhören konnte zu reden. »Es ist entweder im Büro oder bei meinen Eltern, aber sicher weiß ich das erst, wenn ich an mein MacBook komme.«

»Okay.« Mehr sagte er nicht, stand nur weiter unbewegt da, den Blick ruhig auf sie gerichtet.

»Ich hab dieses *Find-my-phone*-Ding. Die App, meine ich. Ich kann mein Handy mit dem Computer orten.«

»Okay.«

»Also – darf ich mir Ihres bitte kurz ausleihen? Ich möchte meine Schwester anrufen.«

»Klar.« Er reichte ihr mit ausgestrecktem Arm sein iPhone. Als sie auf den Knopf drückte, leuchtete der Bildschirm auf, und tatsächlich, er hatte Empfang. Aber das nutzte gar nichts ohne ...

»Fünf, sechs, acht, eins«, zählte er auf.

»Sie sagen mir Ihre PIN?«

»Sonst können Sie nicht telefonieren«, bemerkte er.

»Haben Sie keine Angst, sie einer Fremden zu geben?«

»Wollen Sie mein Handy klauen?«

Sie blinzelte. »Nein. Natürlich nicht.«

»Dann habe ich keine Angst.«

Sie wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte, deshalb tippte sie nur mit zitternden Fingern die PIN ein und wählte die Nummer ihrer Schwester. Beim dritten Klingeln wusste sie, dass sie auf Serenas Mailbox landen würde. Sie gab sich große Mühe, ihre Frustration nicht durchklingen zu lassen, als sie eine Nachricht hinterließ, erklärte, was passiert war, und ihre Schwester bat, sie abholen zu kommen. Schließlich legte sie das Handy unter die Jacke auf der Motorhaube, trat zurück und sah ihn an.

»Niemanden erreicht?«, fragte er.

»Sie ist unterwegs.«

»Okay.« Als es wieder blitzte, zeigte er auf ihr Auto. »Soll ich den Reifen wechseln, während Sie auf Ihre Schwester warten?«

Schon wollte sie sein Angebot erneut ablehnen, aber wer wusste, wann – oder ob – Serena die Nachricht abhörte? Und dann blieb da noch der Umstand, dass sie eigentlich noch nie in ihrem Leben einen Reifen gewechselt hatte. Statt zu antworten, atmete sie tief aus und versuchte, ohne ein Zittern in der Stimme zu sprechen. »Darf ich Sie was fragen?«

»Ja.«

»Was ... was ist mit Ihrem Gesicht passiert?«

»Ich hatte einen Kampf.«

Sie wartete ein paar Sekunden, bis sie begriff, dass er nichts mehr hinzufügen würde. *Das ist alles? Keine weitere Erklärung?* Sein Verhalten war ihr so fremd, dass sie unsicher war, was sie davon zu halten hatte. Während er offensichtlich noch auf die Antwort auf seine Frage wartete, schielte sie zum Kofferraum und wünschte, sie wüsste, wie man einen Reifen wechselt.

»Ja«, sagte sie endlich. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht ... ich würde mich über etwas Hilfe freuen.«

»Okay.« Er nickte. Sie sah ihn das Handy in die Hosentasche stecken und dann die Jacke anziehen. »Sie haben Angst vor mir«, sagte er.

»Was?«

»Sie haben Angst, dass ich Ihnen was tue.« Da sie schwieg, fuhr er fort: »Das mache ich nicht, aber ob Sie mir glauben, ist Ihre Sache.«

»Ich habe keine Angst vor Ihnen«, log sie.

»Okay«, sagte er und kam auf sie zu. Ihr Herz verkrampfte sich, aber da er, ohne langsamer zu werden, einfach an ihr vorbeiging, kam sie sich albern vor. Er schraubte etwas los, hob dann das Reserverad heraus, stellte es ab und verschwand wieder mit dem Kopf im Kofferraum, zweifellos, um den Wagenheber zu suchen.

»Einer von uns muss das Auto auf die Straße fahren«, sagte er. »Es muss gerade stehen, wenn ich den Wagenheber ansetze, sonst gerät es möglicherweise ins Rutschen.«

»Aber der eine Reifen ist platt.«

»Das macht dem Auto nichts. Fahren Sie einfach ganz langsam.«

»Aber dann blockiere ich fast die ganze Spur.«

»Sie blockieren jetzt schon die halbe.«

Da hatte er natürlich nicht unrecht, aber ...

Was, wenn das alles zu seinem Plan gehörte? Sie irgendwie abzulenken? Damit sie ihm den Rücken zudrehte?

*Ein Plan, der beinhaltet, dass ich sein Handy benutzen darf?
Und dass er das Rad aus dem Kofferraum holt?*

Nervös und verlegen stieg sie ins Auto, startete den Motor, setzte vorsichtig auf die Straße zurück und zog die Handbremse. Als sie die Tür öffnete, rollte er gerade den Reservereifen neben den kaputten, das Radkreuz in der Hand.

»Sie können im Wagen bleiben, wenn Sie wollen«, sagte er.
»Das dürfte nicht lange dauern.«

Sie rang kurz mit sich, bevor sie die Tür schloss, dann beobachtete sie ihn mehrere Minuten lang im Seitenspiegel, während er die Schrauben löste und den Wagenheber ansetzte. Einen Moment später spürte sie, dass das Auto sich leicht an hob und dann verharrte. Er schraubte die Muttern ganz los und hob den Reifen herunter, gerade als das Gewitter noch stärker wurde und der Regen nun böig von der Seite prasselte. Schnell war der neue Reifen angebracht, die Schrauben festgezogen, und auf einmal senkte sich der Wagen wieder. Der Fremde legte das kaputte Rad mit dem Wagenheber und dem Radkreuz in den Kofferraum, und sie fühlte, wie er sanft den Deckel zudrückte. Und einfach so war es vorbei. Trotzdem erschrak sie leicht, als er an die Scheibe klopfte. Sie öffnete das Fenster, und Regen spritzte durch den Spalt.

»Sie können jetzt weiterfahren«, überbrüllte er den Wind.
»Aber Sie sollten den alten Reifen bald reparieren lassen oder ersetzen. Das Reserverad ist nicht für dauerhafte Benutzung gedacht.«

Sie nickte, aber ehe sie sich bedanken konnte, hatte er sich bereits umgedreht und joggte zu seinem Auto. Er riss die Tür auf und setzte sich ans Steuer. Sie hörte das Röhren seines Motors, und dann war sie plötzlich wieder allein auf der Straße, wenn auch jetzt in einem funktionstüchtigen Wagen.



»Ich hab das Klingeln gehört, aber die Nummer nicht erkannt, deshalb habe ich die Mailbox drangehen lassen«, sagte Serena zwischen zwei Schlucken Orangensaft. Neben ihr am

Terrassentisch saß Maria mit einem Becher Kaffee in der schon wärmenden Morgensonne. »Entschuldige bitte.«

»Tja, nächstes Mal hebst du einfach ab, okay?«

»Das geht nicht.« Serena lächelte. »Was, wenn mich ein Verrückter anruft?«

»Das war doch das Problem! Bei mir *war* ein Verrückter, und ich brauchte dich zu meiner Rettung.«

»So klingt es aber nicht. Es hört sich an, als wäre er ein netter Mann.«

Maria warf ihr über den Kaffeebecher hinweg einen bösen Blick zu. »Du hast ihn ja nicht gesehen. Glaub mir. Ich hab schon gruselige Leute gesehen, und der war echt mehr als gruselig.«

»Er hat dir erzählt, dass er einen Kampf –«

»Und genau darum geht es. Er ist ganz offensichtlich gewalttätig.«

»Aber dir gegenüber war er nicht gewalttätig, du hast gesagt, anfangs sei er nicht mal in deine Nähe gekommen. Und dann hat er dir sein Handy geliehen, dir den Reifen gewechselt und ist ins Auto gestiegen und weggefahren.«

»Darum geht es nicht.«

»Worum denn dann? Dass man Menschen nicht nur nach dem Äußeren beurteilen sollte?«

»Ich meine es ernst!«

Serena lachte. »Aua, da ist aber heute jemand empfindlich. Du weißt doch, dass ich dich nur aufziehen will. Ich an deiner Stelle hätte mir wahrscheinlich in die Hose gemacht. Kaputtes Auto, einsame Straße, kein Handy, Blut auf dem Gesicht eines Fremden – das ist der schlimmste Albtraum jeder Frau.«

»Ganz genau.«

»Hast du dein Handy eigentlich gefunden?«

»Liegt im Büro. Wahrscheinlich noch auf meinem Schreibtisch.«

»Du meinst, es liegt da seit Freitag? Und du hast es erst Samstagabend bemerkt?«

»Na und?«

»Du wirst nicht allzu oft angerufen, oder?«

»Ha, ha.«

Serena schüttelte den Kopf und griff nach ihrem Handy. »Nur damit du es weißt, ich kann ohne meins nicht leben.« Sie knipste ein schnelles Foto von Maria.

»Wozu ist das denn?«

»Instagram.«

»Ehrlich?«

Serena tippte schon. »Keine Sorge. Das wird lustig.« Sie zeigte ihrer Schwester das Bild und den Text darunter. »Maria, nachdem sie den *Nightmare on Dark Street* überlebt hat.«

»Das postest du doch wohl nicht, oder?«

»Schon passiert.« Serena zwinkerte ihr zu.

»Du musst aufhören, von mir zu posten. Ganz im Ernst. Was, wenn einer meiner Mandanten das sieht?«

»Dann gib mir die Schuld.« Sie zuckte die Achseln. »Wo ist übrigens Dad?«

»Noch mit Copo spazieren.« Copo war ein fast reinweißes Shih-Tzu-Weibchen. Nachdem Serena ins Studentenwohnheim gezogen war, hatten sie und Maria bei einem ihrer Besuche festgestellt, dass ihre Eltern sich einen Hund zugelegt hatten. Jetzt begleitete Copo die beiden praktisch überallhin: ins Restaurant – wo es im Büro ein Körbchen für sie gab –, in den Supermarkt, sogar zum Buchhalter. Im Gegensatz zu den Töchtern wurde Copo so richtig verwöhnt.

»Ich kann es immer noch nicht fassen«, murmelte Serena.
»Die *lieben* diesen Hund.«

»Ach, meinst du wirklich?«

»Hast du das Strass-Halsband gesehen, das Mamá gekauft hat? Ich musste beinahe würgen.«

»Sei nett.«

»Ich bin nett!«, sagte Serena. »Ich hätte mir nur nie träumen lassen, dass sie mal einen Hund haben. Als wir Kinder waren, hatten wir keinen, dabei habe ich jahrelang um einen gebettelt. Ich hab sogar versprochen, mich darum zu kümmern.«

»Sie wussten eben, dass du das nicht tun würdest.«

»Ich mag ja nicht eine Klasse übersprungen haben und mit siebzehn aufs College gegangen sein wie du, aber ich bin ziemlich sicher, dass mich ein Hund nicht überfordert hätte. Und nur dass du Bescheid weißt, ich bewerbe mich für das Charles-Alexander-Stipendium.«

»Hm, klar.« Maria zog skeptisch eine Augenbraue hoch.

»Wirklich. Das richtet sich an zweisprachige Lehramtsstudenten. Ich habe die Bewerbungsunterlagen ausgefüllt, einen Essay geschrieben, Empfehlungsschreiben von zwei Dozenten besorgt und alles. Das Stipendium wird von zwei privaten Stiftungen finanziert, und nächsten Samstag habe ich ein Bewerbungsgespräch. Also, bitte.« Sie verschränkte die Arme.

»Wow. Das ist super.«

»Aber erzähl Papá noch nichts. Ich will ihn überraschen.«

»Er wäre begeistert, wenn das klappt.«

»Ja, ich weiß! Überleg nur, wie viele Halsbänder sie Copo noch kaufen könnten, wenn er meine Studiengebühren nicht mehr bezahlen müsste.«

Maria lachte. In der Küche summte ihre Mutter vor sich

hin, der Geruch von Huevos Rancheros wehte durch das offene Fenster.

»Aber wie dem auch sei«, sagte Serena, »zurück zu gestern Abend. Warum warst du so spät noch unterwegs? Um die Zeit liegst du doch normalerweise längst im Bett.«

Maria zog eine finstere Miene, überlegte sich dann aber, dass sie es genauso gut gleich hinter sich bringen konnte. »Ich hatte eine Verabredung.«

»Ach, Quatsch.«

»Was ist daran so ungewöhnlich?«

»Nichts. Ich dachte nur, du hättest dich entschlossen, wie eine Nonne zu leben.«

»Warum sagst du das?«

»Hallo? Hast du vergessen, mit wem ich spreche?«

»Ich gehe durchaus schon mal vor die Tür.«

»Vielleicht zum Stehpaddeln, aber nicht abends. Sondern du arbeitest. Du liest. Du siehst fern. Du gehst nicht mal mehr tanzen, und das hast du früher geliebt. Ich wollte dich überreden, mit mir in diese Lagerhalle zu gehen, weißt du noch? Wo samstags Salsa-Nacht ist?«

»Wenn ich mich recht erinnere, sagtest du, dass da eine Menge gruseliger Typen unterwegs waren.«

»Aber es war auch sehr lustig. Und im Gegensatz zu dir bin ich eine grauenhafte Tänzerin.«

»Nicht alle können studieren und erst mittags aufstehen und freitags freihaben. Manche Menschen haben Verpflichtungen.«

»Ja, ja, die Leier kenne ich.« Serena winkte ab. »Dann ist also nichts passiert mit deinem Date?«

Maria spähte über die Schulter zum geöffneten Küchenfenster, um sich zu vergewissern, dass ihre Mutter nicht zuhörte.

Serena verdrehte die Augen. »Du bist erwachsen. Du musst dein Privatleben nicht mehr vor Mamá und Papá verstecken.«

»Tja, in der Hinsicht waren wir schon immer verschieden.«

»Was? Glaubst du, ich erzähle ihnen alles?«

»Hoffentlich nicht.«

Serena unterdrückte ein Kichern. »Tut mir leid, dass dein Date nichts war.«

»Woher weißt du das denn? Vielleicht ja doch.«

»Eher unwahrscheinlich«, sagte Serena mit einem Kopfschütteln. »Sonst wärest du nicht allein nach Hause gefahren.«

Hoppla, dachte Maria. Serena war schon immer eine Schnelldenkerin gewesen, und darüber hinaus verfügte sie über einen gesunden Menschenverstand, der Maria gelegentlich abging.

»Hallo?«, hakte Serena nach. »Jemand zu Hause? Ich habe dich nach dem Mann gefragt.«

»Ich glaube nicht, dass er mich noch mal anruft.«

Serena täuschte Mitgefühl vor, obwohl ihr amüsiertes Zynismus nicht zu übersehen war. »Warum? Hattest du deinen Computer dabei und die ganze Zeit gearbeitet?«

»Nein. Und es lag nicht an mir. Es war einfach blöd.«

»Sprich mit mir, Schwesterherz. Erzähl.«

Maria ließ den Blick durch den Garten schweifen. Serena war der einzige Mensch auf der Welt, mit dem sie wirklich reden konnte. »Eigentlich gibt es nicht viel zu erzählen. Zum einen hatte ich gar nicht vorgehabt auszugehen –«

»Nein! Du?«

»Willst du es jetzt hören oder nicht?«

»Verzeihung.« Serena grinste. »Sprich weiter.«

»Du erinnerst dich doch noch an Jill, oder? Meine Kollegin?«

»Superschlau, geht auf die vierzig zu und will unbedingt

heiraten, wahnsinnig witzig? Die mal zum Brunch da war und Copo auf den Arm genommen hat, woraufhin Papá beinahe einen Herzinfarkt gekriegt hätte?»

»Genau.«

»Nein, an die erinnere ich mich nicht.«

»*Jedenfalls*«, sagte Maria, »haben wir vor ein paar Tagen zusammen zu Mittag gegessen, und sie hat mich überredet, mit ihr und ihrem Freund Paul essen zu gehen, wenn ich von der Konferenz zurück bin. Aber ohne mein Wissen hatten sie auch noch einen Kollegen von Paul eingeladen, und –«

»Moment, spul noch mal zurück. War er sexy?«

»Er sah definitiv gut aus. Aber das Problem war, dass er das auch wusste. Er war unhöflich und arrogant und hat den ganzen Abend mit der Kellnerin geflirtet. Ich glaube, er hat sich sogar ihre Telefonnummer geben lassen, während ich neben ihm saß.«

»Sehr stilvoll.«

»Jill war es genauso peinlich wie mir, aber das Komische war, dass Paul es gar nicht bemerkt hat. Vielleicht lag es am Wein oder woran auch immer, aber andauernd meinte er, wir sollten doch alle vier noch in einen Klub weiterziehen und er sei so froh, dass wir uns gut verstehen, und er habe doch gleich gewusst, dass wir perfekt zueinanderpassen. Was deshalb seltsam war, weil er normalerweise nicht so ist. Sonst ist er still, und Jill und ich übernehmen das Reden.«

»Vielleicht mag er seinen Kollegen einfach gern. Oder er dachte, dass du und sein Kollege hübsche Babys machen und vielleicht eins nach ihm benennen würdet.«

Wider Willen musste Maria lachen. »Kann sein. Aber jedenfalls bin ich, glaube ich, nicht sein Typ. Sehr wahrscheinlich würde er sich sehr viel wohler fühlen mit einer ...«

Als Maria verstummte, beendete Serena den Satz für sie.
»Dämmeren?«

»Ich dachte eher an eine blondere. Wie die Kellnerin.«

»Ja, also, nur damit du es weißt, das war schon immer dein Problem mit Männern. Du bist zu klug. Männer schüchtert das irgendwie ein.«

»Nicht alle. Luis und ich waren über zwei Jahre zusammen.«

»Die Betonung liegt auf *waren*«, sagte Serena. »Und ich muss sagen, Luis mag ja irrsinnig sexy gewesen sein, aber er war ein totaler Loser.«

»So schlimm war er nicht.«

»Werd jetzt bloß nicht nostalgisch wegen seiner guten Seiten. Du hattest nie eine Zukunft mit ihm, und das weißt du auch.«

Maria nickte, weil Serena natürlich recht hatte, gestattete sich aber dennoch ein paar verklärte Erinnerungen, die sie schnell wieder verdrängte. »Na ja, man lernt eben nie aus.«

»Ich bin nur froh, dass du beschlossen hast, dich wieder nach Männern umzusehen.«

»Hab ich nicht. Jill und Paul haben für mich beschlossen.«

»Ist doch egal. Du musst ...«

Während Serena noch nach den passenden Worten suchte, schlug Maria vor: »Mehr wie du sein?«

»Warum nicht? Ausgehen, das Leben genießen, Freunde finden. Besser als andauernd arbeiten.«

»Woher willst du das wissen? Du arbeitest doch nur ein paar Schichten die Woche.«

»Auch wieder wahr. Ich stelle nur eine Vermutung auf der Basis deines mangelnden Privatlebens an.«

»Ob du's glaubst oder nicht, ich arbeite gern.«

»Ich Sorge dafür, dass das auf deinem Grabstein steht«, sagte Serena. »Apropos, wie läuft es in der Kanzlei?«

Maria rutschte auf dem Stuhl herum, unsicher, wie viel sie erzählen sollte. »Ganz gut.«

»Gerade hast du noch gesagt, du arbeitest gern.«

»Schon, aber –«

»Lass mich raten. Die Konferenz, stimmt's? Die, auf der du mit deinem Chef warst?« Als Maria nickte, fuhr Serena fort: »War es so schrecklich, wie du befürchtet hast?«

»Nicht unbedingt schrecklich.«

»Hat er dich angebaggert?«

»Irgendwie schon«, gab Maria zu. »Aber ich bin damit klargekommen.«

»Das ist der Typ, der verheiratet ist und drei Kinder hat?«

»Genau der.«

»Du musst ihm auf die Finger klopfen. Droh ihm mit einer Anzeige wegen sexueller Belästigung oder so was.«

»So einfach ist das nicht. Momentan ist es wahrscheinlich besser für mich, ihn möglichst zu ignorieren.« Als Serena den Mund zu einem Grinsen verzog, fragte Maria: »Was denn?«

»Ich dachte nur gerade, dass du wirklich ein Händchen für Männer hast. Dein Exfreund hat dich betrogen, dein letztes Date flirtet mit der Kellnerin, aber dein Chef rückt dir auf die Pelle.«

»Willkommen in meiner Welt.«

»Nicht alles ist schlecht. Gestern Abend hast du einen netten Mann kennengelernt. Die Sorte Mann, die einer Frau in der Not zur Seite steht, trotz stürmischen Gewitters.«

Als Maria die Augenbrauen zusammenzog, lachte Serena nur. »Ich wünschte wirklich, ich hätte dein Gesicht sehen können.«

- »Schön war das Ganze nicht gerade.«
- »Und doch bist du hier, gesund und munter«, erinnerte Serena sie. »Und darüber bin ich froh, und wenn auch nur, damit du weiterhin an meiner Weisheit teilhaben kannst.«
- »Du leidest wirklich an Selbstüberschätzung.«
- »Ja, ich weiß. Aber im Ernst, ich freue mich, dass du wieder hier in der Stadt wohnst. Diese Sonntagsbrunche wären wirklich tödlich ohne dich. Wenn du da bist, können Mamá und Papá sich um jemand anderen Sorgen machen.«
- »Schön, dass ich dir zu Diensten sein darf.«
- »Ich weiß es zu schätzen. Und außerdem haben wir so Gelegenheit, uns besser kennenzulernen.«
- »Wir kennen uns doch schon immer!«
- »Als du aufs College gegangen bist, war ich zehn.«
- »Und ich war fast jedes Wochenende zu Hause und habe sämtliche Ferien hier verbracht.«
- »Das stimmt. In der Hinsicht warst du ein Weichei. In den ersten zwei Jahren hattest du solches Heimweh, dass du immer das ganze Wochenende geheult hast.«
- »Es war schwer, so weit weg von zu Hause zu sein.«
- »Warum, glaubst du, gehe ich hier aufs College? Was das betrifft, bin ich fast so klug wie du.«
- »Du bist ja auch klug. Du kriegst vielleicht ein Stipendium, schon vergessen?«
- »So wie du bin ich nicht. Aber das macht nichts. So wird es viel leichter für mich, einen Mann zu finden – nicht, dass ich Interesse an einer festen Beziehung hätte. Aber hör mal, wenn du magst, sehe ich mich gern mal für dich um. Ich treffe andauernd Männer.«
- »Studenten?«
- »Manche wollen ja vielleicht eine ältere Frau.«

»Du spinnst.«

»Aber nicht doch. Normalerweise habe ich einen ziemlich guten Geschmack.«

»Beziehst du dich gerade auf Steve?«

»Wir sind nur locker zusammen, nichts Ernstes. Aber er scheint ein netter Kerl zu sein. Er arbeitet sogar sonntags ehrenamtlich im Tierheim.«

»Magst du ihn?«

Serena lachte. »Ich weiß noch nicht genau, was ich empfinde. Aber er ist süß.«

»Wann darf ich ihn mal kennenlernen?«

»Na ja, mal sehen, wie es läuft. Denn wenn du ihn siehst, wollen Mamá und Papá ihn auch sehen, und dann entgleitet mir die Kontrolle. Egal, was danach passiert, er wird glauben, dass ich glaube, es ist ernst, und im Gegensatz zu dir bin ich noch zu jung zum Heiraten.«

»Ich will auch noch nicht heiraten.«

»Kann sein. Aber du brauchst auf jeden Fall ein Date.«

»Würdest du bitte davon aufhören?«

»Okay, schön. Du brauchst kein Date. Was du brauchst, ist ein Mann.«

Da Maria auf eine Antwort verzichtete, kicherte Serena. »Da hab ich wohl einen Nerv getroffen, was? Schon gut, lassen wir das. Was hast du heute noch vor? Gehst du paddeln?«

»Das hatte ich überlegt.«

»Allein?«

»Wenn du es nicht noch mal probieren willst?«

»Auf keinen Fall. Ich begreife immer noch nicht, was du daran findest. Es ist ganz anders als Tanzen. Langweilig.«

»Die Bewegung tut gut. Und es ist friedlich.«

»Hab ich das nicht gerade gesagt?«, fragte Serena.

Maria lächelte. »Und du? Was machst du noch?«

»Ich mache einen schönen langen Mittagsschlaf. Und danach sehe ich weiter.«

»Ich hoffe, du findest eine Beschäftigung. Es wäre doch zu schade, wenn du einen wilden Sonntagabend im Studentenwohnheim verpasst.«

»Na, na, Eifersucht ist hässlich.« Serena zeigte mit dem Daumen zum Fenster. »Papá ist endlich zurück, und ich bin halb verhungert. Gehen wir essen.«



Am Nachmittag stand Maria auf ihrem Surfbrett im Masonboro Sound, schon seit Längerem ihr Lieblingsort an Wochenenden. Masonboro Island war die größte unter den der Südküste des Staates vorgelagerten Inseln, und auch wenn Maria manchmal auf der dem Atlantik zugewandten Seite unterwegs war, bevorzugte sie doch meistens das spiegelglatte Binnenwasser. Wie üblich war die Tierwelt spektakulär. In der ersten Stunde auf dem Wasser hatte sie Fischadler, Pelikane und Reiher gesehen und ein paar ihrer Meinung nach ziemlich gute Fotos geschossen. Zu ihrem Geburtstag im Juni hatte sie sich eine hochwertige wasserdichte Kamera geschenkt, und obwohl es eine echte Investition gewesen war und sie immer noch die Kreditkartenrechnung abstotterte, hatte sie den Kauf nicht bereut. Die Fotos würden wohl nicht gerade im *National Geographic* abgedruckt werden, aber einige waren gut genug gelungen, um in ihrer Eigentumswohnung zu hängen. Was eine weise Einrichtungsidee war, denn die Wohnung konnte sie sich ebenfalls nur mit Mühe leisten.

Doch hier draußen fiel es leicht, an solche Dinge zu denken,

ohne sich unbedingt Sorgen darüber zu machen. Mit dem Stehpaddeln hatte sie zwar erst angefangen, als sie wieder nach Wilmington gezogen war, aber es hatte die gleiche Wirkung auf sie wie früher das Tanzen. Inzwischen war sie so gut, dass sie keinerlei Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten, und der ruhige Paddelrhythmus baute Stress ab. Normalerweise hatte sie schon nach wenigen Minuten auf dem Wasser das Gefühl, dass alles gut war. Es war ein warmes, entspannendes Glühen, das in Hals und Schultern begann und sich dann auf den restlichen Körper ausbreitete, und spätestens wenn sie hinterher zu Hause unter der Dusche stand, war sie bereit für eine weitere Woche im Büro. Serena hatte unrecht, was diesen Sport betraf, er war nicht langweilig. Im Moment brauchte Maria ihn für ihre Psyche, und sie musste zugeben, dass er der Figur auch nicht gerade schadete. Nicht, dass das eine Rolle spielte. In Bezug auf das Paddeln mochte Serena ja falschgelegen haben, aber mit Marias Pechsträhne im Liebesleben hatte sie recht, angefangen bei Luis. Er war der Erste gewesen, mit dem sie es ernst gemeint hatte, der Erste, den sie wirklich geliebt hatte. Sie waren fast ein Jahr lang befreundet gewesen, bevor sie endlich zusammenkamen, und oberflächlich betrachtet hatten sie vieles gemeinsam gehabt. Wie sie war er das Kind mexikanischer Einwanderer und wollte Anwalt werden. Wie sie tanzte er gern, und nach zwei Jahren Beziehung konnte sie sich gut eine Zukunft mit ihm vorstellen. Luis hingegen machte deutlich, dass es ihm ausreichte, sich mit ihr zu treffen – und mit ihr zu schlafen –, solange sie nicht mehr erwartete. Bei der bloßen Erwähnung des Themas Heirat flippte er aus, und anfangs versuchte sie sich zwar einzureden, dass es nicht so wichtig war, aber tief drinnen wusste sie, dass das nicht stimmte.

Dennoch kam die Trennung am Ende überraschend. Er rief einfach eines Abends an und teilte ihr mit, dass es vorbei war. Sie versuchte sich damit zu trösten, dass sie unterschiedliche Ziele im Leben hatten und Luis einfach noch nicht bereit für die Art von fester Bindung war, die sie sich wünschte. Aber dann? Gut ein Jahr später, unmittelbar nach ihrem Juraexamen, erfuhr sie, dass er verlobt war. Die nächsten sechs Wochen war sie am Boden zerstört und grübelte, warum die andere Frau gut genug zum Heiraten war, während er mit ihr noch nicht einmal über das Thema hatte sprechen wollen. Was hatte sie falsch gemacht? Hatte sie ihn zu sehr gedrängt? War sie zu langweilig? Oder zu – irgendwas? Im Rückblick fand sie keine Antwort. Natürlich wäre die ganze Erfahrung weniger schlimm gewesen, wenn sie nach Luis jemand anderen kennengelernt hätte, aber Jahr um Jahr wurde sie ratloser, wo denn die ganzen guten Männer abgeblieben waren. Oder ob es die überhaupt noch gab. Wo waren die Männer, die nicht von einem erwarteten, nach ein oder zwei Verabredungen gleich mit ihnen zu schlafen? Oder die Männer, die es für guten Stil hielten, einen beim ersten Date zum Essen einzuladen? Oder überhaupt ein Mann mit einem einigermaßen vernünftigen Job und Zukunftsplänen? Ehrlich, nach der Trennung von Luis hatte sie sich bemüht. Trotz der langen Arbeitstage war sie am Wochenende regelmäßig mit Freunden ausgegangen, aber hatte jemand auch nur halbwegs Vernünftiges sich um sie bemüht?

Einen Moment lang unterbrach sie das Paddeln und ließ das Brett einfach gleiten, während sie sich aufrichtete und den Rücken streckte. Na ja, eigentlich schon, dachte sie. Damals hatte sie sich hauptsächlich auf die äußere Erscheinung konzentriert, und sie erinnerte sich, ein paar Männer zurückge-

wiesen zu haben, weil sie ihr nicht attraktiv genug gewesen waren. Und vielleicht war das das Problem gewesen. Vielleicht hatte sie ihren Traummann abgelehnt, weil er nicht groß genug oder was auch immer gewesen war, und jetzt war er – weil eben Traummann – schon nicht mehr auf dem Markt.

Meistens machte es ihr nicht viel aus. Im Gegensatz zu ihrer Mutter war sie nicht der Ansicht, dass eine Frau über ihren Beziehungsstatus definiert wurde. Maria hatte ein eigenes Leben, sie konnte tun und lassen, was sie wollte, und es gab zwar niemanden, der sich um sie kümmerte, aber dafür musste sie sich auch um niemanden kümmern. In den letzten zwei Jahren allerdings, seit sie sich langsam auf die dreißig zubewegte, hatte sie doch hin und wieder gedacht, dass es ganz nett wäre, jemanden zu haben, der mit ihr tanzen ging oder paddeln oder sich gar bereitwillig nach einem schlimmen Arbeitstag ihr Jammern anhörte. Einen großen Bekanntenkreis zu haben, wie Serena, hätte diese Leere vielleicht gefüllt, aber die meisten von Marias Freunden wohnten entweder in der Gegend von Raleigh oder von Charlotte, und sich mit ihnen zu treffen war fast immer mit einer längeren Autofahrt und dem Übernachten auf einer Couch verbunden. Abgesehen von ihren Eltern, ihrer Schwester und ihrer weiteren Verwandtschaft, Jill und ein paar anderen Kollegen kannte sie in Wilmington nur Leute, mit denen sie zur Schule gegangen war, und da sie jahrelang weg gewesen war, hatte man sich aus den Augen verloren. Vermutlich könnte sie den Kontakt wiederherstellen, aber wenn sie abends endlich von der Arbeit kam, wollte sie meistens nur noch in Ruhe mit einem Glas Wein und einem guten Buch in die Badewanne. Oder, wenn sie noch die Energie hatte, vielleicht mit dem Surfbrett aufs Wasser. Selbst Freundschaften kosteten Kraft, und in letzter Zeit

reichte ihre einfach nicht aus. Das bedeutete zwar, dass ihr Leben nicht sonderlich aufregend war, bot ihr aber die stressfreie Berechenbarkeit, die sie brauchte. Ihr letztes Jahr in Charlotte war traumatisch gewesen und ...

Sie schüttelte den Kopf und verdrängte die Erinnerung an dieses Jahr. Mit einem tiefen Atemzug befahl sie sich, sich auf das Positive zu konzentrieren, wie sie es geübt hatte. Es gab viel Gutes in ihrem Leben. Sie hatte ihre Familie, eine eigene Wohnung und einen Job, den sie mochte.

Bist du dir da sicher?, fragte eine leise Stimme in ihrem Kopf plötzlich. *Du weißt doch, dass das nicht ganz stimmt.*

Es hatte ganz gut angefangen, aber war das nicht immer so? Martenson, Hertzberg & Holdman war eine mittelgroße Kanzlei, und Maria arbeitete hauptsächlich einem der Chefs, Barney Holdman, auf dem Gebiet des Versicherungsrechts zu. Barney war Anfang sechzig und der Star der Kanzlei, ein Juragenie, das Seersucker-Anzüge trug und mit einem starken, schleppenden Akzent direkt aus den Bergen von North Carolina sprach. Sowohl auf Mandanten als auch auf Jurys wirkte er wie der freundliche Großvaterotyp, aber hinter der Fassade war er knallhart, mit allen Wassern gewaschen und seinen Mitarbeitern gegenüber anspruchsvoll. Ihre Arbeit für ihn gewährte Maria das Privileg, über Zeit, Fachwissen und Geld für die Vorbereitung ihrer Fälle zu verfügen, was einen Riesenunterschied zu ihrer Tätigkeit als Staatsanwältin darstellte.

Jill war ein Plus. Als einzige Frauen in der Kanzlei, abgesehen von Sekretärinnen und Rechtsanwaltsgehilfinnen, die unter sich blieben, hatten Jill und Maria sich von Anfang an gut verstanden, obwohl sie in unterschiedlichen Abteilungen arbeiteten. Drei- oder viermal die Woche gingen sie zusammen

zum Mittagessen, und Jill kam oft für ein paar Minuten in Marias Büro vorbei. Sie war schlagfertig und brachte Maria zum Lachen, war aber auch eine hervorragende Juristin und einer der Stützpfeiler der Kanzlei. Warum sie noch nicht zur Partnerin gemacht worden war, blieb ein Rätsel. Maria fragte sich manchmal, ob Jill ihnen noch lange erhalten bliebe, obwohl ihre Kollegin sich diesbezüglich nicht konkret äußerte.

Das eigentliche Problem war Ken Martenson, ein geschäftsführender Teilhaber der Kanzlei, der Anwaltsgehilfinnen rein nach Attraktivität statt nach Qualifikation einstellte und allzu häufig um ihre Schreibtische herumschlich. Das störte Maria nicht unbedingt, und es störte sie auch nicht, wenn Ken mit der ein oder anderen Angestellten ein nicht ausschließlich berufliches Verhältnis hatte. Bereits in ihrer ersten Woche hatte Jill Maria über Kens Ruf informiert, besonders über sein Interesse an Anwaltsgehilfinnen, aber Maria hatte sich nicht weiter darum gekümmert. Zumindest, bis Ken auch ein Auge auf sie warf. Es war keine gute Entwicklung, und in letzter Zeit war die Situation noch komplizierter geworden. Ken im Büro, wo immer andere in der Nähe waren, aus dem Weg zu gehen war das eine, aber die Konferenz in Winston-Salem vergangene Woche hatte ihre Befürchtungen verstärkt, dass sich die Situation verschlimmern könnte. Zwar war Ken nicht so weit gegangen, sie zu ihrem Hotelzimmer zu begleiten – man war ja schon für Kleinigkeiten dankbar –, aber er hatte sie an beiden Abenden gedrängt, mit ihm zu essen. Und dann? Hatte er ihr die ganze *Meine-Frau-versteht-mich-einfach-nicht*-Nummer aufgetischt und dabei andauernd gefragt, ob sie noch ein Glas Wein wolle, obwohl sie schon das erste kaum angerührt hatte. Er hatte von seinem Strandhaus erzählt und wie ungestört und entspannend

